



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Ob sprachliche Erscheinungen hierher zu ziehen seien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

Diese teils specielleren teils allgemeineren Tatsachen aus dem Gebiete seelischer Vorgänge scheinen hier in doppelter Weise zu berücksichtigen. Sie ergeben nämlich sowol einige allgemeine Anschauungen über seelisches Leben, als auch scheinbar Analogien mit einigen sprachlichen Erscheinungen, deren Sammlung und Beschreibung oben unsere Aufgabe war.

Die allgemeine Anschauung wäre demnach die von der Relativität der Empfindung und damit der Erkenntnis. Damit zusammenhängend ist die Tatsache des Vergleichungsschlusses, die Abhängigkeit dessen, was wir sehen, von seiner Umgebung, die Wirksamkeit der früheren Erfahrungen, also der Gewohnheit und die Eigentümlichkeit des Bewusstseins in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die Analogien mit sprachlichen Erscheinungen würden eine Anknüpfung des höheren Geistigen an die Ergebnisse der Sinnes-Psychophysik erwarten lassen.

Eine allgemeine Betrachtung des Stufengangs irdischer Entwicklung dürfte sich jener Erwartung nicht entgegenstellen. Freilich sehen wir, dass sich neben dem physikalischen Process der chemische erhebt, dass sich sodann ein neues Gebiet eröffnet in den vegetativen Vorgängen, dass sich dies steigert zu animalischen Erscheinungen, dass innerhalb dieser endlich der Mensch durch eine tiefe Kluft von der sonstigen zoologischen Welt getrennt ist, sodass man behauptet, der Fortgang der Entwicklung zeige auf seinen grossen Stufen immer etwas ganz Neues. Aber die Folgerung, dass sich ebenso das höhere Geistige ohne nachweisbare Vermittelung über die Psychophysik der Sinne erhebt, wie Chemismus über Mechanismus, wird entkräftet durch die Überlegung, dass in jener tellurischen Reihe die genannten Formen des Seins sich stetig erhalten, sodass im gesammten tellurischen Process Anfang und Ende zwar sehr verschieden sind, aber vielleicht nicht mehr, wie die in der Erde haftende Wurzelfaser von dem

Glanz und Duft einer Blume oder von der Farbe und dem Geschmack einer reifen Frucht.

Beginnen wir also mit dem, was am meisten Aussicht hat, sich in handgreiflicher Deutlichkeit zu zeigen, mit den Analogien.

Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben. Damit scheint mir in Analogie zu stehen die reichliche und abwechselnde Prädizierung eines Gegenstandes. Wir nehmen das Beispiel von S. 99 (Daniel I 191):

tu Dei de corde verbum, tu via, tu veritas,
Jesse virga tu vocaris, te leonem legimus,
dextra patris, mons et agnus, angularis tu lapis,
sponsus idem vel columba, flamma, pastor, ianua.

Der Dichter hat ja nicht absichtlich nach jenem Kontrast gestrebt (wenigstens ist dies nicht wahrscheinlich), aber seine eigene Erregung, von Prädikat zu Prädikat fortgehend, bringt in uns dadurch, dass stetig die mit den Worten verbundenen Gefühle wechseln, eine lebhaftige Kontrastwirkung hervor. Vom unsinnlichen Wort werden wir zum sinnlichen Weg gerissen, wir verlassen ihn, um in die Mystik der Wahrheit uns zu verlieren; allein sogleich steht das Reis aus dem Stamm Jesse vor unsern Augen, es macht einem Löwen Platz, er wird verdrängt von der Rechten des Vaters, es erhebt sich ein Berg, ein Lamm, ein Eckstein, ein (Himmels-) Bräutigam, eine Taube, eine Flamme, ein Hirte, bis endlich eine Thür jene Vorstellungen abschliesst.

Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Damit scheint mir die Disposition für die Auffassung von Worten in Analogie zu stehen. Ein Farbenton erscheint um so ge-